

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würclichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Hamburg, [1800?]

Fünf und dreyßigster Brief. Doktor Gottfried Maatig an den Dominé
Wilhelm Heftig.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8411

gern für nichts und wieder nichts. Und die Folge und Frucht von dem allen? — Wenn die mehrsten Eheleute einander schon ziemlich überdrüssig sind, wenn Mann und Frau gähmend und schwerfällig, vt iniquae mentis aselli, *) eins am Arme des Andern sich fortzuschleppen: dann wird der ehrsame Eduard Ryzig mit seinem allerliebsten Weibe erst recht des Lebens und des Ehestandes froh werden, und der ganze Horizont wird so klar seyn als Kristall.

Umarme Dein liebes Weibchen im Namen
Deines Freundes.

Fünf und dreyßigster Brief.

Doktor Gottfried Maatig an den Domine
Wilhelm Hefzig.

Wäre ich nicht vollkommen gewiß, daß Ew.
Hochwürden allemal, auch dann wenn ich

*) Wieland übersetzt das unübertreffbar: Wie
Eiseln, die von Epleen haben.

Ihre Art zu denken äußerst mißbillige, ganz nach Ihrer Ueberzeugung zu Werke gehen, so würde ich es von mir ablehnen, Ihnen eine so ausführliche Antwort zu schreiben, als diese seyn wird; bey der ich gleichwohl nicht umhin kann Ew — zu ersuchen, mich fernerhin in diesem Punkte verschonen zu wollen. Bey dem Amte eines öffentlichen Lehrers, dem ich gern aus allen Kräften Nütze leisten möchte, ist meine Zeit ohnehin schon sehr besetzt. In dieser Rücksicht habe ich die Ehre folgendes zu erwiedern.

Um göttliche und menschliche Schriften richtig und gründlich zu beurtheilen, ist man verbunden einige Regeln der Kritik sorgfältig vor Augen zu haben. Lesen wir die heiligen Bücher, so setzt das außer andern Kenntnissen die nicht jedermann hat, zuvörderst eine hinlängliche Sprachkunde, und eine genaue Bekanntschaft mit dem Sinne voraus, in welchem man zu ihrer Zeit gewisse Ausdrücke zu brauchen pflegte. Dann müssen wir untersuchen, ob das was wir lesen, eine bloße Geschichtserzählung ist, oder ob es auf unsere Zeiten, auf unsern Glauben, auf unsere Sitten Beziehung hat; ob es auch an uns, oder bloß an die Pers

sonen gerichtet sey, denen es gesagt oder geschrieben wurde; ob die Rede von damals obschwebenden Streitigkeiten ist, und ob diese mit den jetzt herrschenden so viel Uebereinkommendes haben, daß wir mit den nehmlichen Wörtern die Begriffe die wir für Irrthümer halten, darstellen, widerlegen, festsetzen dürfen; ob wir wohl so strenge darüber aburtheilen dürfen?

Wir müssen es nie an dem Auge verlieren, daß alle Wahrheiten nicht allenthalben gelehret werden.

Wir sind schuldig, auch die heiligen Schriftsteller im Zusammenhange, und der Absicht eines jeden von ihnen gemäß zu lesen.

Beim Auslegen müssen wir uns nicht gleichlautender Töne, sondern gleichseyender Sachen bedienen. weil wir sonst häßlich weit vom Wege der Wahrheit abkommen dürften.

Wir müssen die Beweise nach dem innern Gehalte, nicht aber nach der Zahl würdigen, sonst giebt man Anlaß daß die, welche anders denken als wir, die zu erweisende Sache um der schwachen Beweise willen verwerfen. Calvinius, der große Vertheidiger des Athanasianischen Symbols, besaß zu viel Verstand und

Logik, als daß er die Stelle: Drey sind die
 da zeugen — — und diese drey sind
 Eins, zur Stütze seiner Lehre hätte anfüh-
 ren können; und dies ist gleichwohl der Spruch
 mit dem man jetzt alle Tage beweisen hört. —
 Ist schäme ich mich über die schlimme Auswahl
 der Beweisstellen vor kritischen Zuhörern, die
 mit uns nicht einig sind! Zeigt das nicht, daß
 dergleichen Prediger bey ihrem Gewäsche im
 Grunde gar nichts denken? — Das können
 Sie selbst, Hochehrwürdiger Herr, nicht
 leugnen.

Hey dem Lesen eines Profanskribenten
 müssen wir ebenfalls feste Regeln vor Augen
 haben; das ist ein Gesetz nicht nur der Billig-
 keit, sondern auch der Nothwendigkeit.

Jedem Schriftsteller kömmt es schlechters
 dings allein zu, sich seinen Gegenstand zu wäh-
 len, vorausgesetzt, daß er weder den Glauben
 an Gott, noch die Sitten, noch die öffentliche
 Ruhe antastet. Hat er seinen Gegenstand gut
 ausgeführt, so gebührt ihm, in sofern, unser
 Beyfall, selbst dann, wenn der Gegenstand uns
 nicht sonderlich schmeckte.

W. Leebend 2r Bd. 1. Abth.

¶

Wosern man nur seine Hauptbestimmung nicht darüber vernachlässigt, so mag ein Theologe wohl über die schönen Wissenschaften schreiben, ein Arzte die Mathematik treiben, ein Jurist Verse machen. Und eben so ohne allen Widerspruch mag ein studirender Jüngling ganz wohl, und allem Guten unbeschadet, wosern er anders Genie hat, in einem Heldengedicht sein Vaterland zum Muth und Eintracht erwecken; der Freundschaft, der Freyhelt, der Menschenliebe, den schönen Gefühlen und der schuldlosen Freude ein frohes Liedchen singen; die Gottheit in den Reichen der Natur verherrlichen! er mag ganz wohl seine Gedanken, seine Zweifel, die Steine des Anstoszes, die Schwürigkeiten auf die er trifft, öffentlich darlegen, und den Gott, den er näher zu erkennen wünscht, um diese Erkenntniß anrufen.

Wer hat die Befugniß ihn zu zwingen, daß er gerade über den Sündenfall, über die Erbsünde, oder sonst über ein theologisches Dogma in Versen schreibe? Mich dünkt, Herr Amtsbruder, es ist schon in Prosa sehr viel Unnützes darüber gefaselt! Man würde jungen Leuten von Gente und Kenntnissen Schaden,

und sich an ihnen versündigen durch die an sich schon abgeschmackte Forderung, daß sie nichts als biblische und moralische Gedichte schreiben sollen. Vielleicht excelliren sie in ganz andern Fächern. Ist ein junger Mann Prediger geworden: dann muß er über die Lehrstücke predigen; aber wer hat ein Recht ihm zu befehlen, die Dortschen Kanones in Sonnette zu bringen, oder den Katechismus in Reime? — auch dann, wenn er wirklich Dichter ist.

Es schmerzt mich, daß Ew. — mehrmals so ganz zu vergessen scheinen, wie billig alles dieses sey. Einer ähnlichen Uebereilung will ich lieber auch die Ausführung ganz unanwendbarer Schriftstellen zuschreiben, welche Ew. — gegen meinen Schüler, den Studiosus Leevend, als Verfasser eines gewissen Gedichts, beybringen.

Jetzt will ich mich in Beantwortung Ihres Briefes freundlich nach ihrer Schreibart bequemen. Ja, der Rock ist meines Sohnes Rock. Ich beurtheile den Verfasser nicht als Dichter, wofür er selbst sich weder hält noch giebt: aber das Gedicht macht ihm zuverlässig keine Schande. Kein böses

Thier hat ihn gefressen, denn er lebt frisch und gesund an Leib und Seele, und Herr Jambres ist kein böses Thier. Soll er aber durchaus ein Thier seyn, so machen Sie ihn zum traurigen Nohrdommel, oder zur scheuen Nachtule. Herr Leevend ist nicht durch ihn verdorben; Jambres ist so wenig böß, daß er nichts weniger beabsichtigt, als seines Freundes Verderben. Er macht ihn bloß zum Vertrauten seiner Skrupel. Ist das so unnatürlich? — Verstehen Sie mich recht, Herr Pastor! oder deuten Sie mich wenigstens nicht unrecht! Ich behaupte nicht daß Jambres nicht für Leevend gefährlich werden könnte: wohl aber, daß, wer einmal die Wahrheiten der Religion predigen soll, den Unglauben höchst nothwendig, und zwar sehr in der Nähe kennen lernen müsse. Wie kann er sonst, vor den kenden Zuhörern oder Lesern, Behauptungen oder Schriften widerlegen, die er selbst nur dem Namen nach kennt? Was für eine Figur wird er einem beredten Rousseau, einem tiefdenkenden Hume, einem scharfsinnigen Buffon, einem geistreichen Volingbrote, einem witzigen Voltaire gegenüber machen, wenn er nicht einmal

weiß, was diese Männer gesagt haben? Glauben Sie es sicher, Herr Pastor, diese berühmten Männer haben ein großes Theil ihres Ansehens der aus Unbekanntschaft mit ihren Behauptungen herfließenden Armseligkeit des Widerspruchs ununterrichteter Schreyer zu danken. Gerne räume ich ein, daß ein Prediger seinen Vortrag nicht immer für die kleine Anzahl der Verständigen einrichten müsse, aber ich halte es für seine Pflicht, immer so zu sprechen, daß, indem er der Einfalt faßlich ist, auch die Verständigen und Denkenden ihm zuhören können.

Ein junger Mensch, der ins Amt kömmt, und nun wöchentlich zweymal predigen muß, ist nur zu oft mit seinem Predigtmachen sehr äbel dran. Er hat, besäße er gleich schon jetzt die Fähigkeiten, nicht einmal Zeit, die mehrsten seiner Predigten ordentlich zu durchdenken und gehörig zu Papiere zu bringen. Wie bedaure ich die jungen Leute, wenn sie Verstand, gesunde Urtheilskraft, und Lust zu ihrem Studium haben! — Es wäre zu wünschen, daß alle meine Zuhörer meinem geliebten und eifigen Leebend nachahmten, so würden sie zu ihrem künftigen großen Amte etwas besser vorbereitet

seyn! Sie würden nicht bloß ihr theologisches System lehren, sondern einen reichen Schatz von Kenntnissen aufschließen, Tugend predigen, Wahrheit lehren, den Unglauben mit Vortheil bekämpfen, Vorurtheile und Aberglauben austrotzen, sie würden erbauen und überzeugen! — Statt dessen, was werden die meisten? Blinde Leute, unwissende, oder was oft noch schlimmer ist, halbwissende Schreyer, salbadernde Stegreisprediger, die mit ihrem übel zusammenhängenden, unverdauten Geschwätz, das, wenn die Materie sie verläßt, mit rechts und links herbegezerrten, schlimm zur Sache passenden, Sprüchen ausgestoßen wird, den Unwissenden nicht unterrichten, den Schwachen ärgern, dem Spötter Waffen in die Hand geben, den denkenden Mann von der Kirche entfernen, und auch wohl andern noch als bloß denen, die zwischen Amt und Mann nicht zu unterscheiden wissen, ihr Amt verächtlich machen.

Laß uns nun einmal zum blutigen Nocke meines Sohnes zurückkehren. Sagen Sie mir doch, (Ow Hohehrwürden scheinen das zu wissen,) spricht in diesem Gedichte der Dichter selbst, oder führt er einen andern

redend ein? Setzt er vest, oder nimmt er bloß an? Wissen Sie das nicht gewiß? Dann spielen Sw. — mit dem Namen eines jungen Mannes, dem das sehr zum Nachtheile gereichen kann. — Sehen wir einmal zu, was wohl eigentlich an der Sache sey?

Herr Leevend, der in der Absicht studirt, ein Religionslehrer zu werden, fängt mit Untersuchungen an. Er forschet, was die verschiedenen Parteyen wider die Lehre des Evangelium überhaupt einzuwenden haben. Er beginnt, wie sich das gehört, mit der natürlichen Religion, sieht nach, was man gegen Gottes Regierung, gegen die Fürscheidung einbringe? Er erwägt den Lauf der Dinge; er schlägt die Jahrbücher der Welt auf: jede Blattseite ist mit Blut besleckt, mit Schandthaten besudelt! Allenthalben findet er Ungerechtigkeit und Verwirrung! — Ein vollkommen gutes weises, mächtiges Wesen, ruft er aus, und solche Greuel! — Er zweifelt. Es muß, denkt er, Ursachen geben, warum Gott dieses alles zuläßt, und nicht alle Mal unmittelbar strafft. Diese Ursachen strebt er ausfindig zu machen, damit die Fürscheidung gerechtfertiget werde. Nun

sagen Sie mir, was ist in dem Allen das Sie Hohehrwürdiger, berechtigten kann, von diesem jungen Manne so lieblos, so bitter zu denken? ihn für einen Gottesleugner, für eine Pest der Akademie zu erklären? —

Des geduldeten Hiob nicht zu gedenken, erinnere ich Sie bloß an einige andere Leute, die Ihnen in der Uebereilung nicht gleich eingefallen seyn mögen. Fragt nicht David: Warum geht es dem Gottlosen so wohl? Affaphs Zweifel müssen Ihnen bekannt seyn. Vaten die Jünger denn nicht: Herr, stärke unsern Glauben? — Nach was für einer Logik nennen Sie nun das nehmliche an meinem Zuhörer Leevend, nach einer sehr sonderbar herbeygezogenen Stelle des Propheten Jeremias: ein Verlassen der Quelle des lebendigen Wassers, und ein Ausbauen löcherichter Brunnen die kein Wasser geben? — Gewiß dies Vorurtheil wider ihn ist sehr außerordentlich!

Nachdem der Dichter den durch Sünden und Gebrechen entehrten Menschen betrachtet hat, so ruft er aus: So hat Gott ihn nicht gemacht! Hier wollen Sie nun, daß

er über den Ursprung des sittlichen Uebels hätte sprechen, und die geoffenbarte Religion zu Rath ziehen müssen. Nach meiner Einsicht hätte er keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen können, als gerade diesen! und wollen Sie wissen, warum? Er untersucht hier, in wiefern die natürliche Religion uns in Stand setzen kann die Schwürigkeiten wegzuräumen, die sich in Hinsicht auf das moralische Uebel darbieten. Lehrt diese Religion aber wohl etwas vom Sündenfall des ersten Menschenpaares? weist Sie uns nach Golgatha? — Sehen Sie denn nicht ein, daß Sie uns durch ein solches Verfahren Christum unnütz machen? daß Sie den Naturalismus mehr erheben als seine eifrigsten Anhänger? Wie konnte Herr Levenb., der ein sehr gesunder Kopf ist, an dieser Stelle wohl von Erbsünde, von Gnade in Christo sprechen? Hätte er das gethan, so würde er so wenig Kritik gezeigt haben, (der Logik, ohne die es keine Kritik giebt, gar nicht einmal zu erwähnen,) als eine unserer modernen Poetinnen, die dem Apostel Paulus, den sie zu Athen redend einführt, alle Dogmen unsrer Konfession in den Mund legt. Zu dergleichen poetischen —

Lizenzen kann sich der scharfsinnige Lebend nicht vergessen. Er kann wohl wider Numerus, Sylbenmaas, u. s. w. verstoßen, ja sogar wider den Reim, denn er ist eigentlich kein Dichter: aber in eine solchen Ungereimtheit fallen? nein, dazu hat er zu viel natürliche und erworbene Logik.

Sie selbst, Herr Pastor, würden Sie wohl einen Nichtchristen, einen Mann, der keine Offenbarung anerkennt, auf die Offenbarung verweisen? — würden Sie wohl einen Naturalisten, der Ihnen dergleichen Bedenklichkeiten vortrüge, nach dem Paradiese schicken? Würden Sie das? — Ey nu, Sie könnten ihn damit zum Lachen oder zum Unwillen bewegen; aber auch überzeugen? wie? Bedenken Sie doch, daß Sie zuvörderst einen Punkt verstehen müssen, in welchem Sie beyde übereinkommen. Sein Punkt ist aber nicht die Lehre der reformirten Kirche, sondern die natürliche Religion.

Alles was Sie demnach wider meinen jungen Freund einwenden können, ist dieses: „Es geziemt einem jungen Theologen nicht, die Wahrheit der natürlichen Religion zu unter-

„suchen, und die Einwendungen gegen die „christliche bekannt zu machen.“ Und gewiß, das können Sie nicht meinen. Woher denn alle diese Bitterkeit? Ich will es Ihnen ganz einfach sagen. Leevend ist bey Ihnen angeschwärzt; er hat Feinde. Ein junger Mann von seinem großen Charakter, von seinem Muth und Talenten bleibt auf einer Universität nicht unbemerkt. Er steht vielen im Lichte, und diese beneiden ihm alles, selbst die Annehmlichkeiten seiner Person; sie haben Ihnen weisgemacht daß er ein Ketzer ist; und Sie glauben das um so viel leichter, weil Herr Leevend stets mit eignen Augen sehen will was an einer Sache ist; dies wissen Sie noch aus Erfahrung.

Ist dies nun alles so recht? Sollte man, wenn man auf die Weise zu Werke gienge, nicht selbst Ihre Predigten des Socinianismus verdächtig machen können? . . . Genug davon, es ist zu bitter! Ich muß noch ein Wort über die auf den Herrn Leevend angewandten Schriftstellen sagen. Vom bunten Josephs rock wollen wir nicht mehr reden; so was ermüdet auf die Dauer. Dergleichen Galanterien sind, um jetzt nicht mehr davon zu sa

gen, nicht im mindesten nach meinem Geschmacke.

Einen gewissen Prediger, den nehmlichen meine ich, von dem sie das: Sie haben meinen Herrn weggenommen, auf der Kanzel sagten, habe ich als einen spaßhaften Bischoff kennen gelernt, eine Gabe, mit der er in früheren Zeiten sehr zu wuchern pflegte. Nach der Hand, nachdem man so verzweifelt wider den Wis zu eifern beginnt, hat das so keine Art mehr. Um aber doch seinem Hange noch einigermaßen zu folgen, ohne den Namen eines innigen Mannes aufzugeben, spaßt er geistlich, und sagt Artigkeiten, mit denen sich durchkommen läßt, — nur wahrlich nicht bey mir. Ich bin nicht halb so bange vor dem natürlichen, als vor dem geistlichen Wize. Ein solcher frommer Wis ist durchgehends falscher Wis; und von dieser Sorte ist ziemlich viel in Ihrer Recension des Leevendschen Gedichts zu finden. Dies bey Seite gesetzt frage ich Ew. Hohehrwürden ernstlich, in welchem Buche der heiligen Schrift stehet es geschrieben, daß Gott den Menschen geschaffen habe, um seine Strenge zu bewähren? — Lev

sen Sie mit Beyseitefetzung Ihrer Systemsucht das Kapitel des Briefes an die Römer, welches Sie im Sinne hatten, so werden Sie sehr deutlich finden, was der Apostel sagen will. Doch wozu halte ich mich dabey auf? Ew. — wissen längst wie ich hierüber denke, und haben in Ihren akademischen Jahren meine Beweise in meinen Vorlesungen gehört.

In Absicht der löchrigen Brunnenfrage ich mit eben dem Ernste: Was haben Moloch, Astaroth und andere Götzen, von denen Jeremias in dieser Stelle spricht, mit den Schriften der Gottesgelehrten gemein, die Sie in Ihrem Briefe hernennen? Ich, der ich diese Schriften wirklich gelesen habe, sehe das nicht ein. Es ist schlechterdings unwar, daß in den Werken dieser gelehrten Theologen kein Tröpflein Wasser aus der Quelle des Lebens anzutreffen sey. Ich hoffe, möcht ich beynaher sagen, daß Sie keine einzige dieser Schriften jemals in der Hand gehabt haben, sonst . . .

Eine Anmerkung noch. Der Unglaube ist etwas so Unnatürliches, eine dem menschlichen Herzen so ganz nicht angemessne Thorheit, daß man fast allemal seinen Grund nicht in dem

Geiste der jungen Leute, wohl aber in einer tadelnswürdigen Erziehung zu suchen hat. Die tollern, die anstößigen, die gerade gegen die gesunde Vernunft an streitenden Begriffe, die man in die Kinder hineinsproßt, sind nur gar zu geschickt zum Leichtsinne zu verleiten. Auf wessen Rechnung kommt das nun eigentlich? —

Herr Leevend ist ein vortrefflicher Kopf; er studirt mit großer Application, und lebt wie ich wünschte daß nicht nur meine Zuhörer, sondern alle, alle junge Leute leben mögten; er hat starke Leidenschaften, und was er will, das will er nie mittelmäßig; er hat die wahre Anlage zu einem großen Manne, und wird es werden, wofern ihm im Laufe seiner Studien keine unwürdigen Hindernungen in den Weg geworfen werden. Lassen Sie sich folglich in Ihrem Leben nicht einfallen, daß ich einen so viel versprechenden Jüngling austossen werde! Ich liebe ihn, und werde ihn vertheidigen, so lange er es verdient. Sparen Sie demnach lieber die Mühe, mir zu rathen, was ich zu thun habe; ich weiß was mir Pflicht ist, und bestrebe mich sie stets zu erfüllen. Ich bin u. s. w.

Sechs und dreyßigster Brief.

Hedwen Renard an Adélaïde Leebend.

Dein vorgestriger Besuch, liebe wichtige Freundin, hat mich außerordentlich aufgeheitert. Du bist doch ein originales Geschöpf! Du maltest wieder ein wenig sehr in Hogarth's Manier. . . Weißt Du was? Everards würde Dich so wenig zur Frau haben mögen, als Du ihn zum Manne; aber er findet außerordentliches Vergnügen an Deinen muntern Einfällen. Er sagt, und behauptet daß er es aus Kenntniß sage, niemand auf der Welt würde so gut mit Dir zurecht kommen, als Herr Nyzig; von sich selbst bekennt er in Demuth, daß er sich mit einem so muthwilligen und wichtigen Mädchen nicht zu rathen noch zu helfen wissen würde. — Was mich sehr amüßet, ist die Gleichgültigkeit, die Du in Hinsicht auf Nyzig affektirst, und Wunder glaubst, wie Du uns damit hinter's Licht führst! Gute Adèle, Du bist verliebt so gut wie Eine! und ich will wetten, der scharfsichtige Nyzig weiß das so gut aus Deinem Benehmen, und selbst aus den Eulenspiegelleyen

Womit Du es verbrämst, herauszukalkuliren, als ich aus einigen Stellen Deiner Briefe. Ich sehe daraus, daß es sehr wahr ist, was ich neuerlich in einem berühmten deutschen Romane las: „es sey leichter ein glühendes Eisen in seinem Busen verborgen zu tragen, als Liebe.“ — Sie verräth sich durch alles . . . oder um mich bestimmter auszudrücken: Alles wird an ihr auf mancherley Weise zum Verräther, das Sprechen wie das tiefe Schweigen von dem und dem; der Blick, der stets auf den nehmlichen Gegenstand magnetisch gezogen wird, wie der, der ihn stets vermeidet; eine gewisse Art der Gegenwart des Geistes, wie eine anhaltende Abwesenheit desselben, et cetera, et cetera. Schreiben muß man nun vollends nicht, wenigstens nicht an Leute die uns kennen, sonst . . . Aber hör, vielleicht machst Du es Dir selber weis, daß Nuzig Dir gleichgültig sey? — Nu, dann werden Zeit und Umstände Dich schon belehren was an der Sache ist.

Ich muß gestehen, er weiß artig mit so einem Wesen, wie Du bist, umzuspringen. Wenn Du Dir so sauer thust ihm etwas zu bedeuten,

was er nicht für gut findet zu errathen, so ist er so ganz die liebe klare Einfalt, daß er sehr viel Verstand besitzen muß, um die Rolle so natürlich spielen zu können. Grüß ihn herzlich! willst Du?

Apropos — um von etwas Anderm zu reden: weißt Du wohl, daß Deine ehrsame Tante, Ihre Hochfreyherrliche Gnaden, die Frau Baronne von Fridderac hier sind, und nebst ihrem Herrn Gemal im Wapen logiren? Es ist gut, daß ich in der Lage bin, nicht ausgehen zu können, sonst würde ich in der fatalen Nothwendigkeit seyn, mit dem lieben Paare allenthalben herumsteigen zu müssen. Heute früh erhielt ich eine Karte, vermittelst welcher ein Herr und Madame de Fridderac in sehr schlechtem Französischen um Erlaubniß baten mir ihr Compliment machen zu dürfen. Von einem Baron de Fridderac hatte ich wohl gehört, aber eine Dame des Namens kannte ich nicht. Ein Lakay, oder vielmehr die theure Zett in der ausgehungerten Figur eines Lakayen mit Achselschlingen auf der Schulter, und einer weißen Feder auf dem Hute, belehrte mich, wer seine Dame sey. Aus bloßer Neugier nahm ich sie

an. — Besäße ich das Talent meiner drolligsten Freundin, so sollte mein Brief Dir ein paar Kabinettstücke überbringen, die Deiner würdig wären. Jetzt kann ich Dir nur einfältiglich sagen: die gnädige Frau war frisirt wie ein Mädchen von sechzehn Jahren, — was ich Dir sage! im bloßen Haar, wenn Du nicht einen Rosenkranz für Etwas rechnest. Die traurigen, saffranfarbigen Reste ihrer verwelkten Schönheit wurden nicht einmal durch eine Rose, geschweige von einer Gaze beschattet. Sie hatte weiße atlasne Schuhe an, mit Henri quatres, die bis an die Sohlen giengen; und so in allem übrigen. Die rosafarbne Robe mit weißen Agréments kennst Du noch? Nach Deiner Familie erkundigte sie sich nicht; und ich fand gut den Punkt ruhen zu lassen. Monsieur le Baron ist noch eitelhafter als seine chère épouse, schmierig wie ein Friseur, prächtig wie ein Theaterkönig, coëffirt als wenn er aus einem Mehlsacke gekrochen wäre, mit zwey Uhren und zwey Sabatieren, mit einem goldnen Degen, und sehr en peine mit den tendres caresses seiner köstlichen Rippe! Was mich wider meinen Willen fast zum Lachen gebracht hätte, war der Kar-

min, womit der alberne Narr, Dein gnädiger Herr Ohm, sein Gaunergesicht wohl so dick beklebt hatte, wie die grauköpfige Narrinn. Wie ich ein Paar! Wie verlachenswürdig machen die Thorheiten der Jugend ein fortgerücktes Alter! Jetzt betrachten sie, glaub ich, das Sehenswürdigste in der Stadt, und morgen Abend, wenn Du Lust hast, kannst Du sie im zweyten Balkon sehen. Dies hörte ich so im Vorbeygehen.

Ich hoffe, Du hältst Dein Versprechen, mich recht bald wieder zu besuchen.

Sieben und dreyßigster Brief.

Wilhelm, Lebend an seine Schwester.

Hey mir heißt es nicht: Aus den Augen, aus dem Sinne. Ich bin nun schon seit so viel — Stunden von Euch Lieber: aber wenn Du mich auch nicht mit einem Briefe erfreuet hättest, so würde ich dennoch, wenn auch nicht an